

's Lausexame

Autor(en): **Leupin, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

weithin ausbreitende Camions, am Rand der Straße hingestreckte Lager, in denen die Gewehrpyramiden schwarzen, spitzlaufenden Garben ähnelten, Stabsquartiere, die durch Standarten kenntlich gemacht waren, tiefe Laufgräben, die in der zweiten Linie vorbereitet wurden, wo man mit der Aufstellung schwerer Geschütze und mit der Wegschaffung zerstörten Materials beschäftigt war. Sogar in den überschwemmten Strichen zwischen der Yser und der Bergues auf den mit Bäumen besetzten Straßen, die im trostlosen Grau der ertränkten Landschaft wie feine und endlose Punkte über die Oberfläche hinausragten, war es lebendig infolge der geregelten und intensiven Bewegung auf den rückwärtigen Verbindungen. Ueber Blamentyphe, vier Kilometer von Ypern, begann dann die düstere Einsamkeit der modernen Schlacht.

Man hörte keine andere Stimme, keinen andern Laut, kein anderes Geräusch als den Hall der Kanonenschüsse und das Krachen der Granaten. Aber dieses Abschließen von Blitzen schien die unendliche und schredliche Stille der Stadt und der Felder noch augenfälliger, noch tiefer, noch bedeutungsvoller zu machen. Eine Stille der Resignation, des Schreckens, des Todeskampfes . . . Unsere Schritte auf dem schmutzigen Pflaster der Vorstadt hallten zwischen den kleinen Häusern, den ersten von Ypern wider. Nicht ein einziges blieb unverfehrt. Die den Stahl der Zerstörung entfesselten Stürme haben sie verwundet, ausgehöhlt, geköpft. Ganze Dächer sind davongeflogen und haben das Gebälk zerstört zurückgelassen; von der heftigen Explosion über die Straße zerstreute Zimmer jeder Art versperren von Zeit zu Zeit den Durchgang. Enganeinandergeschmiegt haben diese Häuschen zuerst gezittert, dann eine hüpfende Bewegung gemacht, dann sind sie in einem Schauder auseinandergerissen worden und gänzlich auseinandergereckt geblieben, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Schreckens, in ihren leeren Augenhöhlen der eingeschlagenen Fenster. Sie haben den inhaltslosen, angst erfüllten, bedrückten Blick der Toten.

Das Bombardement ging weiter. Die Deutschen schossen jetzt auf die Eisenbahnstation, die zwischen der Vorstadt und der Stadt liegt, aber die Granaten fielen auf die Straße nieder. Eine 105-er Batterie feuerte mit der Regelmäßigkeit einer friedlichen Arbeit an einer Maschine; zwei Schüsse, dann nochmals zwei Schüsse, dann eine Pause. Man hörte das Krachen der großen Bomben, die über die verlassene Stadt dahinfliegen, wie es sich flangvoll näherte, dumpfer wurde, einen Augenblick tief Atem holend und unwahrnehmbar anhielt, und in krachenden, niederschmetternden Explosionen endigte, auf welche ein schwerer und dumpfer Hagel von Splintern und Kugeln auf die Mauern und das Pflaster folgte.

Ein weiter Ausblick auf Trümmerhaufen bot sich bei jeder Seitenstraße. Eingestürzte Mauern, von den Dächern gefallene und quer zwischen zwei Fassaden gefallene Balken, aus den Angeln gehobene Türen. Die getroffenen Häuser haben ihr ganzes Innere von Stein, Kalk und Holz durch ihre gewaltigen Wunden hindurch bis zu den gegenüberliegenden Gebäuden geschleudert und sind offen, ausgehöhlt, leer, unkenntlich geblieben. Nachdem wir die Elverdingerstraße durchschritten, die nicht enden zu wollen schien, kamen

wir auf den berühmten Hauptplatz heraus. Und an der Ecke blieben wir einige Zeit wie festgebannt, erstaunt und bewegt, vor Bewunderung, Schmerz und Ehrfurcht unfähig, unseren Gedanken Ausdruck zu verleihen, überwältigt von der Größe und von der Traurigkeit dessen, das wir sahen, eingeschüchtert von etwas Außerordentlichem und Heiligem. Es war uns, als störten wir das feierliche Geheimnis eines erhabenen Todes. Man soll sich vorstellen, was jemand fühlen würde, wenn er auf dem öden und mit Trümmer bedeckten Markusplatz ankäme und dort unvermutet Zeuge des Todeskampfes des Dogenpalastes würde. Das Leben von sieben Jahrhunderten, das sich gestern noch tausendfältig regte, erlosch in einer schredlichen Stille, in der blassen Dämmerung eines mit Gewimmel erfüllten Wintertages.

Die ursprünglichen Formen der verschiedenen Gebäude waren nicht mehr festzustellen. Die Profile der Häuser schienen so verändert und verwirrt, daß wir im ersten Augenblick im trostlosen Halbdunkel vor jener grauen und imponierenden Masse von Bogen und Säulen, als wir jenen unendlichen Haufen ertöteter Schönheiten betrachteten, die St. Martinskathedrale, das Rathaus und das Museum nicht zu unterscheiden vermochten. Das Auge suchte das nicht einmal zu tun, es irrte träumend in einer düsteren, kläglichen Ansammlung von zerbrochenen Linien herum, es verlor sich in der alten und reinen Anmut aller jener Steine, die aus dem Boden erstand und nach verschwundenen Zierden strebte, die emporkam und plötzlich endigte, verstümmelt wie eine gewaltige, plötzlich unterbrochene Symphonie: Wir bezeichneten einander die Dinge mit unbestimmten Gesten, ohne Worte zu finden, und vergaßen noch, uns bei dem Zischen der Granaten zu bücken. Niemand von uns hatte vorher Ypern gesehen, und mit dem Herzeleid einer Vision unerlebbarer Trümmer vereinigte sich in unserem Innern das Staunen über eine neue Entdeckung, Ypern war durch die Liebe und die Frömmigkeit von ungezählten Generationen unverfehrt geblieben, ein prächtiger und wunderbarer Winkel des 13. Jahrhunderts, und wir kamen vor diesem Zauberbild an, gerade als es sich in Nichts auflöste, wir erhaschten diesen Traum in dem Augenblick, da er für immer entschwand.

Die ganze übrige Welt erzitterte in der gräßlichen Barbarei des Mittelalters, als der flämische Friede zu seinem Zentrum Ypern hatte; dort schufen die reichen und ernsten Kaufherren in den langen, hermelinbesetzten Gewändern die Hallen, den Markt der Welt, das Zentrum des Handels; zu einer Zeit, da Dante noch nicht lebte, waren die Markthallen schon ein Jahrhundert alt, und bereits ragte die St. Martinskathedrale über die Stadt hinaus wie ein Schäfer über seine Herde. Später ging die Herrschaft des Handels auf andere Städte über, auf Gent, auf Brügge, auf Antwerpen, auf London; alles änderte und verwandelte sich; aber die Hallen, die Kirche, der große Platz von Ypern blieben vom Wandel der Zeiten unberührt. Jetzt ist über das wehrlose und ruhige Ypern die Kriegsfurie hereingebrochen, und das wunderbare Leben ist erstorben. Es bleiben nur noch gigantische Ruinen, einzelnstehende Mauern, an von Denkmälern, welche noch im Tode einen erhabenen Eingebannte Prachtbauten, welche nicht fallen wollen, Leichen druck trotziger Macht bewahren.

☞ ☞ 's Laufexame. ☞ ☞

„Dänket, Vetter und Frau Bas,
's Büebli springt scho wie-n-e Has!
Chömet grad, dir müeß'ts au gseh,
So-n-es Chind git's niene meh!“

„Zeig jek, Büebli, was de chasch,
Spring dervo was d'nume masch!“
's Büebli juecht e feschte Stand,
Längt zum Stuhl und möcht a d'Wand.

Alles isch ihm zwyt ewägg.
's huuret y, steiht ume zwäg.
Einisch müeß es doch de sy;
's Muetti hilft ihm halt e chly.

Lueget, wie-n-er beinle cha,
Uefe chlyne Hofema!
D'Aeugli lüüchte, 's Büebli lacht.
's fällt! — Renei! jys Muetti wacht.

's Sreudefüür im Muetterhärz
Slammt und lüüchtet himmelwärts,
Srißt fächt 's Buebechöpfli uf,
Brönnt ihm heiße Müntschj druf.

„Büebli, du my liebe Schas!
Lauf und juech der au e Plas
A der Sunne, findsch kei Glück,
Chunnsch halt geng zum Muetti zrück!“